

Berggeist.

Beilage zur „Draviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 21.

Dravicza, den 21. April 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman von B. Coron.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

Sie sind freilich weit über Ihre Jahre hinaus klug, das haben Sie schon bewiesen," unterbrach Frau Weibner die junge Dame; erstens, als Sie den Alten dazu brachten, ein Testament zu machen, und ihm zweitens vorspiegelten, Sie müßten gar nichts von dem Vorhandensein eines solchen. Aber es passirt auch dem Klügsten mitunter, daß er eine Albernheit begeht und das so mühsam aufgebaute Kartenhaus selbst wieder umstößt. So ging es Ihnen."

Natalie legte die Hand an die Stirn. Es war ihr zu Muthe, als träume sie. Plötzlich richtete sie sich aber hoch empor, ein verächtliches Lächeln spielte um ihre Lippen und sie sagte mit unbeschreiblichem Hochmuth:

"Ihrem ganzen Wesen nach zu urtheilen, scheinen Sie auf einer so niedern Stufe zu stehen, daß ich mich überhaupt schäme, Worte mit Ihnen gewechselt zu haben. Doch nun genug!" Gebieterisch wies sie nach der Thüre. "Zwingen Sie

mich nicht, eine unangenehme Szene herbeizuführen. Sollten Sie wagen, mich jemals wieder zu belästigen, so werde ich, ohne zu zögern, polizeiliche Hilfe in Anspruch nehmen."

"Ach, Sie glauben also, was ich vor-

verbreitet sind. Der mir so unerwartet zugefallene Reichtum erweckt natürlich Neid und dieser pflegt stets mit der Verleumdung Hand in Hand zu gehen. Was dieses Schreiben enthält, weiß ich nicht und frage auch nicht danach, ebenso ist es mir gleichgiltig, auf welche Weise sie sich dasselbe verschafft haben. Soviel ich sehe, trägt das

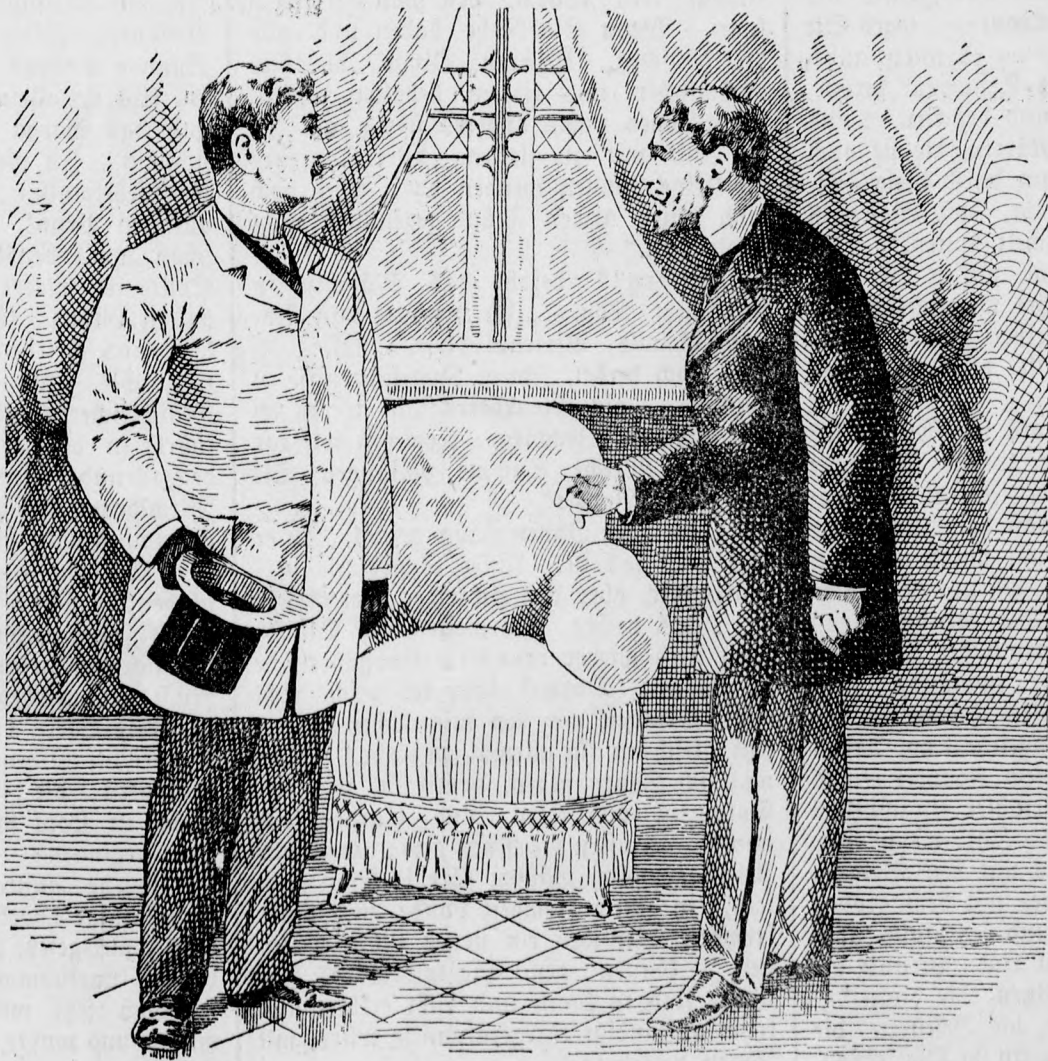
Kouvert keine Adresse und sein Inhalt mag ganz bedeutungsloser Art sein. Ihr Plan, einen Druck auf mich auszuüben, ist vollständig mißlungen.

Und nun: aus meinen Augen! Nur der Abscham der Gesellschaft sucht auf solche Weise Vortheile zu erringen."

"Schrauben Sie den Ton nicht gar zu hoch!" zischte die ehemalige Koristin.

"Ich meine, eine Erbschleicherin ist gerade so viel werth, wie eine Diebin und hat keine Ursache, sich über andere Leute zu erheben. Ja, sehen Sie mich nur an, als ob sie mich durchbohren wollten! Eine Erbschleicherin sind und bleiben Sie doch. Ich kann's beweisen und mit

dem zweiten Testamente hat es auch seine Wichtigkeit. Damit sie aber nicht länger denken, das sei Alles nur leeres Geschwätz, so will ich Ihnen jetzt eine kleine Geschichte erzählen, von der Sie wohl nicht behaupten werden, ich hätte sie erfunden.



Natalie. "Wie?" rief der Hofrath überrascht. "Bedenken Sie, was sie thun wollen!

hin äußerte wäre nur aufs Gerathewohl hin gesprochen gewesen?" rief Klara mit herausfordernder Miene.

"Ich glaube, daß Sie sich, von Eigennutz und Habgier verleitet, zum Echo niederer Gerüchte machen, die über mich

Hören Sie nur zu: Es war am achten November vorigen Jahres — sehen Sie, ich weiß sogar das Datum — da sahen Sie noch bis spät in die Nacht an Alfelbs Bette und lasen vor, bis ihm die Augen zufielen; dann standen sie auf und neigten sich tief über ihn. Wohl zehn Minuten lauschten Sie so auf jeden Athemzug. Aber wenn Sie schlau waren, war es der Alte noch mehr. Er hatte schon längst Verdacht geschöpft und stellte sich nun schlafend und da bemerkte er denn, daß das liebe, aufrichtige, uneigennütige Kind recht heimlich und vorstichtig den Schlüssel aus seinem Schlafrock nahm und —

Ein stöhnender Ausruf unterbrach sie. Aus Nataliens Wangen war jede Spur von Farbe gewichen. Ihre Lippen zitterten wie im Krampf, als sie mit fremd und heiser klingender Stimme sagte:

„Was sprechen Sie da?“

„O, warten Sie nur! Ich bin noch lange nicht zu Ende,“ erwiderte Frau Weidner. „Als Ihnen soweit Alles gelungen war, ergriffen Sie die Lampe und schlichen vorsichtig mit lautlosen Schritten in das Nebenzimmer, schlossen dort einen Schrank auf, aus welchem Sie den Schlüssel zum Sekretär holten und öffneten hierauf auch dieses Möbel. Ohne suchen zu müssen — so sicher war Ihnen der Aufbewahrungsort bekannt — zogen Sie nun aus einem Fache, wo es unter andern Papieren lag, das Testament hervor, betrachteten, küßten es und drückten es ans Herz, wie eine rechte Märrin, die sie auch in der That waren, denn durch diese Tollheiten verriethen Sie ja, daß Sie stets nur gelogen und geheuchelt hatten.“

„Frau! Von wem wissen Sie —“ stammelte Natalie. Ihre majestätische Gestalt schwankte, ihre weißen Hände faßten mit konvulsivischem Griff die Lehne eines Stuhles.

„Von wem anders, als von ihm selbst? Von Alfeld, der die lustige Geschichte meinem Mann erzählte. Wenn Sie damals geahnt hätten, daß der Alte hinter der Thüre stand, Alles mit ansah und nun mit einem Male mußte, warum er so verhätschelt und umschmeichelt worden war! Begreifen Sie nun, warum der Wucherer plötzlich keine Lust mehr empfand, Ihnen seine zusammengeschnittenen Schätze in den Schooß zu werfen? Fangen Sie an, daran zu glauben, daß in diesem Kouvert etwas steckt, was der Herrlichkeit hier ein schnelles Ende machen könnte? Ja, wenn wir wollen, dann ist es aus mit den Kleidern von Sammet und Seide, mit dem großen glänzenden Haushalt und jedenfalls auch mit der Heirath. Nicht einen Pfennig gesetzliches Eigenthum besitzen Sie dann.“

Fast betäubt hörte die Bestürzte die scharfe zischende Stimme an ihr Ohr tönen. Es war ihr, als fühle sie sich fester und fester von den eisigen Ringen eines schlängelnden Schlangenkörpers umschlungen. Alles verschwamm vor ihren Augen. Sie wurde nicht ohnmächtig und verlor dennoch das klare Bewußtsein ihrer Lage. Wie ein unentwirrbares Raos klangen ihr diese Worte und Beschuldigungen; aber vor

ihrem entsehten Blicke stand das Geipenst der Armuth in furchtbarer Deutlichkeit.

„Nicht mehr das reichste Mädchen der Stadt, nicht mehr die beneidete Erbin, die über ein großes Vermögen schalten und walten kann! Wieder zur Bettlerin geworden! Verlacht — verhöhnt! Giebt es einen schrecklicheren Sturz aus sonniger Höhe?“ so schrie es auf in ihrem Innern. Wilder Sturm erhob sich in der jungen Brust. Ein anderes, schwächeres Wesen würde zusammengebrochen sein unter dem schweren Schicksalschlage, aber dieser starke, leidenschaftliche Charakter bäumte sich auf gegen die feindliche Macht. Die großen dunklen Augen schleuderten Blitze. Gewaltig, mit verzweifelter Anstrengung hatte sich Natalie gefaßt. Noch bekte jeder Nerv in ihr, noch schien kein Tropfen Blutes in ihren Adern zu fließen, aber Stolz und Energie waren wiebergekehrt und mit ihnen Zorn und verzehrender Haß. Hätte sie das Weib mit dem frechen Lächeln vergiften oder in einen Abgrund stürzen können, sie würde es gethan haben ohne Zögern und ohne Gewissenspein.

Klara errieth, was in ihrer Gegnerin vorging und gleichsam die Gedanken derselben beantwortend, sagte sie:

„Ja, mein liebes Fräulein, ich bin nun einmal kein Wurm, den man zertreten kann. Wenn Sie Ruhe haben und alle die hübschen, kostbaren Dinge, die hier herumstehen und liegen, behalten wollen, bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als sich gut mit mir zu stellen. Wer Tausende an kleine Launen wenden darf, muß doch auch einer armen Frau gegenüber nicht geizig sein.“

„Genug!“ befahl das Mädchen in herrischem Ton. „Ich verbitte mir jede unverschämte Vertraulichkeit. Lasse ich mich auch herbei, Ihnen Zugeständnisse zu machen — als Gleichberechtigte werde ich Sie niemals betrachten. Kommen wir zur Sache! Welche Summe verlangen Sie für diesen Brief?“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er uns nicht feil ist. Unser Schweigen verkaufen wir, aber das Schreiben hier nicht.“

„Das heißt: Sie wollen im Stande sein, stets wieder neue Erpressungsversuche zu machen. Darauf lasse ich mich nicht ein. Bringen wir den widerlichen Handel jetzt gleich ein für allemal zu Ende! Was muß ich Ihnen geben, damit Sie mir das Dokument ausliefern und Europa für immer verlassen? Nach dem, was mir Alfeld erzählte, müßten Sie ja selbst froh sein, in einem fremden Lande und unter fremden Menschen ein neues Leben beginnen zu können; denn Sie sowohl als Ihr Gatte sind in Vann und Acht erklärt und keine anständige Bürgerfamilie würde mit Ihnen verkehren.“

„Es ist wahr, daß man in G . . . nichts mit mir zu thun haben will, obschon meinerseits gar nichts geschehen ist, solche Mißachtung zu verdienen, denn ich konnte mich allezeit auf einen ehrlichen Erwerbszweig berufen,“ entgegnete Klara, vor Zorn erröthend. „Es ist aber auch gar nicht meine Absicht, dort zu bleiben. So

weit, wie Sie wünschen, werde ich freilich nicht reisen, sondern meinen Wohnsitz einfach nach H . . . verlegen.“

„Hierher -- in diese Stadt?“

„Ja. Es gefällt mir hier. Das ist Ihnen wohl unlieb?“

„Ich kann Sie nicht daran hindern,“ erwiderte Natalie hochmüthig. „Jedenfalls dürfen Sie aber nicht glauben, daß ich mich von Ihnen ausbeuten lasse. Hat Alfeld wirklich ein zweites Testament gemacht, so entbehrt dieses möglicherweise, ja sogar wahrscheinlich jeder Gültigkeit.“

„Darüber würde freilich das Gericht am besten entscheiden können,“ bemerkte Klara in spitzem Tone.

Die junge Dame ließ den Einwurf unbeachtet oder würdigte ihn wenigstens keiner Antwort. Sie schloß ihren Sekretär auf, nahm mehrere Rollen Goldes heraus, reichte sie der Frau und sagte:

„Ich gebe Ihnen dieses Geld, nicht weil ich Sie fürchte oder glaube, daß ich in der That meines Vermögens verlustig gehen könnte, sondern weil ich das endlose Gerede, welches ein Prozeß heraufbeschwören würde, vermeiden möchte. Betrachten Sie sich aber hiermit als abgefunden. Noch weiter zu geben, bin ich nicht gesonnen.“

„Das findet sich. Einstweilen genügt mir die Kleinigkeit hier,“ erklärte Frau Weidner, hastig nach der dargebotenen Summe greifend und sich entfernend.

Als sie allein war, warf sich Natalie auf das Sopha und starrte finster vor sich hin. In welchen Händen besand sich ihr Geheimniß! So hatte sie kein Recht auf den Brunk, der sie umgab und ihr schon zum Lebensbedürfniß geworden war? Sollte sie wieder scheiden von dem feenhaften Glanz, für den sie Gewissensreinheit und Frieden geopfert hatte? Arm sein, wie einst — und dabei noch als Erbschleicherin gebrandmarkt, denn Alfeld führt in diesem Schreiben doch jedenfalls den Grund seiner Willensänderung an. Furchtbarer, demüthigender Gedanke! Wenn Bernau jemals die Wahrheit erfuhr!

„O nein — nein das darf nicht geschehen!“ ächzte sie, aufspringend. „Ich muß es verhindern. Befreien will ich mich von diesem entsehten Weibe! Sie muß mir weichen!“

Ihre Stirn brannte wie Feuer. Das machten die wilden, durcheinander wirbelnden Gedanken, die ihr das Blut wie flüssige Lava zu Kopf und Herzen jagten. Was nun beginnen? Robert zu Hilfe rufen? Er würde außer sich gerathen über die wahn sinnige Thorheit, mit der sie das Höchste aufs Spiel gesetzt hatte. Sie fürchtete seinen bitteren Sarkasmus. Wie immer, so war sie auch jetzt wieder auf sich selbst angewiesen und mußte allein einen Rettungsweg finden.

In düsteres Sinnen versunken, bemerkte sie gar nicht, daß es allmählich zu dunkeln begann, überhörte auch ein leises Klopfen und fuhr erschreckt empor, als das Dienstmädchen Licht brachte.

Ihr langes Verweilen in dem einsamen Salon fing gewiß an aufzufallen. Jetzt begann ja das Lügen und Verschweigen von

Neuem. Sie kehrte zu der Gesellschafterin zurück.

„Was ist geschehen?“ fragte die alte Dame, sie erstaunt anblickend. „Sie scheinen erregt. Hat diese Frau Ihnen unangenehme Nachrichten überbracht?“

„Nicht doch. Es handelte sich um ein Bittgesuch.“

„Ich sah die Person schon vor geraumer Zeit über die Straße gehen und glaubte nicht, daß sie würdig ist, sehr reichlich von Ihnen unterstützt zu werden. Sie hat mir im höchsten Grade mißfallen. Mein Blick ist durch bittere Erfahrungen geschärft. Ich rathe Ihnen, Ihre Wohlthätigkeit nicht mißbrauchen zu lassen.“

In diesem Augenblick wurde Bernau gemeldet. Natalie eilte ihm entgegen, und warf sich stürmisch an seine Brust. Ein schneidendes Wehgefühl durchzuckte sie, ein unennbarer Jammer, eine glühende, fast unbezwingliche Sehnsucht, einmal in ihrem Leben wahr zu sein. Ach, endlich die Last der Verstellung abwerfen dürfen und dann auf immer brechen Trug und Heuchelei! Nichts mehr ängstlich verstecken, nicht mehr vor einer Entdeckung zittern müssen! Entfähnt, seligen Frieden im Herzen, die Schauer der Vergangenheit vergessen und von der Hand der Liebe geleitet ein neues Dasein ohne Schuld und Selbstvorwürfe beginnen! Welch' ein Zukunftsbild!

„Wie bewegt Du ausstiehst, mein Liebling!“ sagte Bernau mit zärtlicher Besorgnis. „Deine Hand zittert, Thränen hängen wie schimmernde Perlen an Deinen Wimpern. Hat Dich Jemand gekränkt? Bist Du betrübt?“

„Nein“, erwiderte sie, den Kopf an seine Schulter legend. „Ich möchte nur wissen, ob Du mich so recht — recht innig liebst.“

„Beweise ich Dir das nicht jede Stunde? Darf auch nur der Schatten eines Zweifels Dich quälen?“

„O, ich weiß wohl, daß ich Dir theuer bin, daß Du mich schon findest, daß kein anderes Weib Deinem Herzen so nahe steht wie ich. Aber ich frage, ob Deine Liebe so allgewaltig ist, daß sie Alles verzeihen könnte? Ob Du mich ebenso umfassen, ebenso ansehen und küssen würdest, wenn Du mir ein großes Unrecht, nicht gegen Dich, aber gegen andere vorzuwerfen hättest? Darauf antworte mir!“

„Ein solcher Fall kann ja gar nicht eintreten, Kind“, entgegnete er, über ihr kippiges blauschwarzes Haar streichelnd. „Wozu diese Frage? Selbst im Scherz gestellt, verletzt sie mich.“

Forschend, durchdringend, fast versengend senkte sich Nataliens Blick in den seinen.

„Du weichst mir aus“, flüsterte sie, „doch das will ich nicht! Frei und offen sollst Du mir sagen, ob ich Dir wirklich das Höchste bin, ob Du um meinwillen alles Andere hingeben, ja sogar Deine strengen Grundsätze opfern könntest. Wärest Du im Stande, Dich von mir abzuwenden, wenn ich Dir das Geständniß irgend einer schweren Schuld machen würde?“

„Diese seltsame Laune —“

„So sprich doch — sprich!“ unterbrach sie ihn mit schmerzlicher Ungeduld. „Mag es immerhin erst eine Laune gewesen sein, jetzt ist es fast eine Lebensfrage für mich; denn nach der Antwort, die Du giebst, vermag ich Deine Liebe zu ermessen. Also nochmals: würdest Du mich von Dir weisen, wenn Du wüßtest, daß ich eine schlechte That zu bereuen habe?“

Die Wendung welche das Gespräch nahm, schien dem Rechtsanwalt höchst peinlich zu sein, er suchte dasselbe durch eine Gegenfrage zu lenken.

„Wäre ich jemals von dem Pfade der Ehre gewichen, müßtest Du Dich nicht mit Zorn und Verachtung von mir wenden?“ sagte er.

„Nein ich thäte es nicht!“ rief sie sich mehr und mehr erregend. „Nun und nimmermehr thäte ich es! Sollte ein Wort auf Deiner Seele lasten, es würde mich nicht von Dir treiben. Mit allen Gesetzen wollte ich brechen, um Deinetwillen. Der ganzen Welt und ihren Satzungen Hohn sprechen, nur in Deinem Blick, in Deinem Lächeln, in Deinen heißen Worten meine Wonne, mein Heil und meine Seligkeit finden. Siehst Du, das ist Leidenschaft und vollständiges Aufgehen in dem Geliebten! Kannst Du auch so empfinden? Nein, welche mir nicht wieder aus!“ fügte sie heftig hinzu und hielt seine Hand krampfhaft fest. „Sprich doch! Drücke mich recht innig an Dich und sage, daß Dich nichts bewegen könnte, jemals von mir zu scheiden.“

„Nichts, als das Gebot der Ehre!“ erwiderte er ernst.

Ihre schön geschwungenen Augenbraunen zogen sich wie im Schmerz zusammen.

„Ich habe bedingungslos gesprochen — thue es auch! Das Gebot der Ehre? Ist es denn nicht der herrlichste Triumph der Liebe, den Verirrten wieder auf den rechten Weg zurückzuführen? Wäre es nicht grausam ihn von sich zu stoßen und in den Abgrund taumeln zu lassen?“

„Ich vermag mir Deine Worte und die grenzenlose Erregung, in der ich Dich sehe, nicht zu erklären“, erwiderte Bernau, in dessen Zügen sich Verwunderung und Mißtrauen malten. „Gewiß würde ich es für meine Pflicht halten, ein Wesen, das mir theuer ist, auch schuldbeladen nicht schutzlos einem vielleicht harten Geschick preiszugeben. Das Mitleid würde ja schon gebieten, so zu handeln; doch mit der Achtung müßte auch die Liebe sterben. Wozu aber von Dingen sprechen, die uns Beide ja gar nicht berühren können?“

„Du hast Recht: wozu davon sprechen?“ sagte sie traurig und fuhr dann, den Ton ändernd, lachend fort: „Ich bin doch ein rechtes Kind, daß ich mich immer von augenblicklichen Stimmungen so beeinflussen lasse. Vorhin las ich etwas — von einem unglücklichen Weibe, welches ein fürchtbares Geheimniß mit sich herumtrug und vergebens durch die unendliche, schrankenlose Liebe zu dem Gatten die Schuld zu sühnen hoffte. Es war so ergreifend, so tieftraurig, daß ich mich lebhaft in diese Situation dachte. Doch nun ist's vorbei!“

Ich werde nie mehr so thöricht sein wie vorhin. Weg mit allen trüben Gedanken und Zweifeln!“

Sie richtete sich auf. Um ihre Lippen spielte ein feivolles Lächeln.

XXI.

Eines Tages traf der Rechtsanwalt Bernau in einer feinen Weinstube, die er zuweilen besuchte, den Hofrath Burgsdorf, einen alten Freund seines augenblicklich auf Reisen befindlichen Vaters. Einst, als er noch im Kindesalter stand, war Rudolf von dem Hofrath stets mit besonderem Wohlwollen behandelt worden und hatte später seinem einflussreichen Wirken viel zu verdanken gehabt. Der junge Rechtsanwalt meinte nun seit einiger Zeit eine gewisse Kälte, etwas unverkennbar Ablehnendes in dem Benehmen seiner Bekannten zu bemerken. Ohne daß man sich in einer Weise, welche die Höflichkeit verletzt haben würde, von ihm zurückzog, hielt man sich doch, so weit es der Anstand erlaubte, fern, suchte ihn weit seltener als früher auf und empfahl sich, bei einem zufälligen Zusammentreffen, schon nach wenigen kühlen Worten.

So begrüßte ihn zwar auch der alte Herr mit der gewöhnlichen Kordialität, schien aber ebenfalls etwas aus dem Herzen zu haben, was er sich auszusprechen scheute, wodurch die Unterhaltung bald gezwungen und steif wurde. Das peinliche Unbehagen stieg von Minute zu Minute und endlich entschloß sich Bernau zu einer Frage. Burgsdorf überlegte erst stillschweigend und erwiderte dann:

„Es ist ganz gut, daß die Sache zwischen uns zur Sprache kommt. Ich will Ihnen ehrlich und ohne Umschweife antworten: man hat leider Gerüchte über Sie verbreitet, denen ich bereits wiederholt entgegengetreten bin, ohne zu entkräften zu können.“

„Was für Gerüchte? Haben Sie die Güte, sich näher zu erklären.“

„Daß Ihre Verlobung mit Anna Dypen so plötzlich gelöst wurde, erregte allseitig Verwunderung und Bedauern, denn die Familie ist hochgeachtet und das Mädchen eines der lieblichsten, anspruchslosesten, durch Bildung und Herzensgüte ausgezeichneten Wesen.“

„Das stelle ich gewiß nicht in Abrede, aber trotz dieser unbestrittenen Vorzüge ließ sie mich doch jenes innere Verständniß, jene Gemeinsamkeit der Anschauungen und Ideen vermischen, ohne welche ich mir kein wahres Glück denken kann. Auch sie empfand das und deshalb trennten wir uns. Wer ist berechtigt, darüber einen Tadel auszusprechen?“

„Niemand. Mein wenige Monate, nachdem die erste Neuigkeit bekannt geworden war, wollte man von einer zweiten wissen. Es hieß: Sie hätten sich heimlich mit der Tochter des verstorbenen Kassiers Ernst Volkmar verlobt und man brachte das mit dem ihr so plötzlich zugefallenen Reichthum in Einklang.“

„Welche Schändlichkeit!“
„Die Welt ist nun einmal so. Was Jemand leicht hin sagt, vielleicht ohne die Tragweite seiner eigenen Worte zu ermessen,

wird wiederholt mit Zusätzen gewürzt und zu einem pikanten Ragout verarbeitet, das Einer dem Andern anbietet, wie man an wohlbesetzter Tafel eine feine Schüssel von Hand zu Hand gehen läßt. Was wollen Sie? Die Klatschsucht ist eine Krankheit, an welcher die meisten unserer Zeitgenossen leiden. Nun, da Sie das thörichte Geschwätz kennen werden Sie ihm wohl ein rasches Ende bereiten. Was mich anbelangt, so habe ich dem Gerüchte niemals Glauben geschenkt."

"Und daran thaten Sie sehr wohl, Herr Hofrath, insofern, als es sich darum handelte, mich eigennütziger Motive anzuklagen", erwiderte Bernau finster; "daß ich im Begriff stehe, mich mit Natalie Volkmar demnächst öffentlich zu verloben, ist wahr."

"Wie?" rief der Hofrath überrascht. "Bedenken Sie, was Sie thun wollen! Als Ihr ältester und aufrichtigster Freund muß ich die Befürchtung aussprechen, daß Sie diesen Schritt schwer bereuen werden."

"Ich hoffe es nicht. Was übrigens auch die Zukunft bringen mag, für mich giebt es kein Zurückweichen mehr. Ich liebe Natalie und habe ihr mein Wort verpfändet."

"Dann kommt freilich jeder wohlgemeinte Rath zu spät, abgesehen davon, daß ich Ihnen ja auch nicht nahe genug stehe, um mir eine Einmischung erlauben zu dürfen", sagte der alte Herr nach seiner Uhr sehend und fügte hinzu: "Ich werde erwartet und muß mich leider verabschieden."

"Vorhin schienen Sie nicht so sehr in Eile zu sein", entgegnete Bernau gereizt. "Ich bitte mir noch einige Minuten zu schenken, wenn ich Ihren plötzlichen Ausbruch nicht als eine mir absichtlich zugefügte Kränkung betrachten soll."

"Das würde mir aufrichtig leid thun. Indes — ich bin nicht Herr meiner Zeit."

"Das heißt: Sie wünschen unsere Unterredung abzubrechen."

"Aufrichtig gesprochen: ja! Man wirft mir, nicht mit Unrecht, zu große Derbheit vor. Ich gerathe leicht in die Hitze und weiß dann meine Worte nicht sorgfältig genug abzuwägen. So pflegt es mir hauptsächlich denen gegenüber zu gehen, für welche ich die innigste Theilnahme und Freundschaft hege. Sie habe ich schon als Kind gekannt. Der prächtige Junge mit dem hübschen Krauskopf und den blinkenden Augen, der mich jedesmal mit einem Jubelschrei begrüßte, wenn ich kam, war mir ans Herz gewachsen. Wäre mir das Glück zu Theil geworden, selbst einen Sohn zu besitzen, so und nicht anders hätte ich ihn mir gewünscht. Mit den Jahren schwand diese warme Empfindung nicht, sondern steigerte sich vielmehr. Ich war so stolz auf Ihren Geist, Ihre Kenntnisse, auf Ihr hervorragendes Nebentalent, als wären wir durch die engsten Familienbände vereinigt gewesen. Wollten wir nun unsere Unterredung da wieder aufnehmen, wo wir vorhin stehen blieben, so könnte ich mich vielleicht unwillkürlich in die Rolle des polternden und

moralisirenden Vaters vertiefen und Dinge sagen, die viel Verlegendes hätten. Nur eine Frage: wie denken Ihre Eltern über die neue Wahl, die Sie getroffen haben?"

"Ich konnte Ihnen bisher nur schriftliche Mittheilung zugehen lassen, da sie sich immer noch bei meiner verheiratheten Schwester befinden. Von Ihnen habe ich keine Einwendung zu befürchten. Die Festigkeit meiner Entschlüsse kennend, versuchten Sie niemals dieselben schwankend zu machen", erwiderte Bernau ausweichend und nicht ohne Verlegenheit.

"Aus demselben Grunde zühe ich vor, ebenfalls zu schweigen", sagte Burgsdorf. "Die Richtigkeit meiner Ansichten würden Sie ja doch nicht gelten lassen."

"Nein; aber Ihre Vorurtheile möchte ich bekämpfen. Sprechen Sie daher immerhin. Ich werde mich daran erinnern, daß Sie mir in der That stets ein väterlicher Freund waren, mir oft mit gutem Rath zur Seite standen und Sie deshalb ruhig anhören, wenn mir gestattet wird, meine Gegen Gründe anzuführen."

"Das bleibt Ihnen unbenommen. Also wenn ich einen Sohn hätte, der sich in Ihrer Lage befände, so würde ich ungefähr folgende Worte an ihn richten: Mein lieber Richard oder Arnold (oder wie sonst sein Name wäre), Du stehst im Begriff, eine heillose Thorheit zu begehen. Wärfst Du ein sinnloser Ged, der alle seine Hoffnungen auf eine reiche Heirath setzen und von den Einkünften seiner Frau leben muß, dann ließe sich Deine Handlungsweise entschuldigen und begreifen, so aber bist Du ein Mensch von Geist und Talent, dem man eine ehrenvolle und glänzende Zukunft prophezeihen darf; ein geachteter, angesehener Mann, der gerade um seiner hervorragenden Bedeutung willen von der Welt mit einem anderen Maßstabe gemessen wird und deshalb mußt Du die Leidenschaft der Vernunft unterordnen. Du hast Dich über die Wichtigkeit des von Dir beabsichtigten Schrittes getäuscht und die Folgen nicht genügend überlegt. Kann es Dir, dessen Ehrgefühl sonst so empfindlich war, gleichgiltig sein, wenn man sich bei Deinem Erscheinen spöttlich lächelnd zuflüstert: Der hat es verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen! Er wußte noch rechtzeitig in Erfahrung zu bringen, wer bestimmt war, die lange vergrabenen Schätze des Wucherers zu heben. Durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten hätte er zwar auch mit der Zeit ein wohlhabender Mann werden können, er fand es aber bequemer, nach dem bereits vorhandenen Reichthum zu greifen, ohne sich darum zu kümmern, ob derselbe nicht etwa aus dem Schlamm hervorgewühlt sei! Erst warb er um die rechtmäßige Erbin, als diese aber dann um ihr gutes Recht gebracht wurde, trug er kein Bedenken zur siegreichen Gegenpartei überzugehen."

"Herr Hofrath!" fuhr Bernau auf. "Wenn Sie die Wahrheit nicht hören können, hätten Sie mich nicht auffordern sollen, sie zu sagen", erwiderte der alte Herr kaltblütig. Uebrigens sind diese Worte nicht an Sie gerichtet, sondern an meinen

imaginären Sohn, dem ich das Urtheil der Welt wiederhole. Wünschen Sie, daß ich schweie, so —"

"Nein! Es ist besser, wenn ich alle Nichtswürdigkeiten, die über mich verbreitet sind kennen lerne," unterbrach ihn der Rechtsanwalt, bleich vor Zorn und Empörung. "Diesenigen, welche diese elenden Verleumdungen zuerst ausgesprengt haben, werde ich ja wohl entdecken, um sie zur Rechenschaft zu ziehen."

"Da müßten Sie sich in erster Linie an Ihren künftigen Schwager Robert Volkmar wenden."

"Wie?"

"Er sprach an wohlbeliebenen Orten mit großer Bitterkeit von Ihnen und äußerte die Meinung, Sie hätten gelegentlich einer Unterredung mit Alfeld erfahren, wem dieser sein Vermögen zu hinterlassen gedachte, und in Folge dessen schon damals um das Mädchen geworben, welches ohne jede Ahnung von den Absichten des Wucherers, von Ihrer uneigennütigen, aufopfernden Liebe tief gerührt wurde und in eine heimliche Verlobung willigte."

"Ich werde ihn zu finden wissen und eine Erklärung fordern!" rief Bernau mit immer mächtiger aufflammender Heftigkeit. "Niemals erbachte man eine böshartere Lüge! Eben deshalb, weil ich Natalie für arm und schutzlos hielt, folgte ich ohne Zögern dem stürmischen Verlangen meines Herzens. Hätte ich eine reiche Erbin in ihr vermuthet, so würde ich mich ihr, unter den obwaltenden Umständen, nicht genähert haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Dorfprinzessin.

Roman von B. B. Capri.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der unglückliche Mann hatte es eben verlernt, an die Liebe seines Kindes zu glauben. Die ungeheure Enttäuschung, die er erlitten, war ihm in jedem Augenblick gegenwärtig. Die seinem Vaterherzen geschlagene Wunde brannte noch wie in der ersten Stunde.

Auch sagte Christl nichts so geschickt an, wie Marie; ihre Verwirrung, ihre Unsicherheit machten den Kranken unwillig, und die durch sein Leiden hervorgerufene Ungebuld, die Marie mit so engelgleicher Sanftmuth zu ertragen mußte, machte Christl, welche jeder ihrer Dienstleistungen einen so hohen Werth beilegte, verdrossen und eigensinnig.

So fand denn eines Tages Christl's Krankenpflege durch einen Nachspruch des Kranken ein plötzliches Ende, und Marie, die im Hause allenthalben nothwendig war, mußte die Wartung des Dheims, der ungeduldig nach ihr verlangte, übernehmen.

Die gewaltsam unterdrückte Liebe eines verwundeten Herzens Reht sich in ihren Aeußerungen fast wie Haß an. Es schien, wenn Christl sich nach dem Befinden des Vaters zu erkundigen kam, als könne es der Hofbauer kaum erwarten, bis sie wieder

ging; ihre trockene Art, die so sehr gegen Marien's sanfte beruhigende Sorgfalt im Widerspruch stand, verursachte ihm ein bitteres Weh. Vater und Tochter verstanden sich eben nicht mehr.

Vergeblich hatte Marie sich mehr als einmal bemüht, die entfremdeten Herzen dieser beiden einander wieder zuzuführen. Der Hofbauer verharrte in seinem starren Zornen und Christl in ihrem herben Eigensinn, der gar nichts zu erdulden mußte und Neue und Ergebung nicht kannte.

Anton war für unbestimmte Zeit nach der Stadt gefahren.

Da der Hofbauer sich unter Marie's sorgsamer Pflege zusehends besser befand, hoffte diese, dem Geliebten nach seiner Rückkehr wohl hier und da ein Halbständchen widmen zu können; war es ihr doch jetzt schon möglich, zuweilen nach ihren Geschäften im Hause zu sehen. Nur in den Nächten war sie dem Kranken, der meist an Schlaflosigkeit litt, unentbehrlich.

Christl beobachtete alles mit sehr großem Interesse. Eines Tages erklärte sie dem Großknecht, heute oder nie müsse gehandelt werden; denn sie habe bestimmte Nachricht darüber erhalten, daß Anton heute Abend spät zurückwartet werde.

Der Nachmittag war trüb und unfreundlich gewesen. Ein feiner Sprühregen sank hernieder und durchseuchtete die schwüle herbstliche Luft. Als es Abend geworden war, erschien kein Stern am wolkigen Himmel, und der Mond ließ in dem Versuch, den Dunstkreis, der ihn umhüllte, zu durchbrechen, Häuser und Bäume in zweifelhaftem Dämmerlicht erscheinen, während Straße, Wiesen und Felder im Schatten lagen.

Vom Kreuzweg auf der Anhöhe herabsteigend, bog Anton heute nicht rechts in den Feldweg ein, der zum Gute seines Vaters führte; seine Sehnsucht drängte anders wohin. Durch die Geschäfte, mit deren Erledigung er betraut war, über Gebühr in der Stadt zurückgehalten, hatte er Marie's freundliches Gesichtchen schon allzu lange entbehren müssen. Auch sie hatte sich schon nach ihm gesehnt; er hatte sie überraschen wollen und ihr daher nichts von seiner Heimkehr geschrieben. Nun lag sie vielleicht im Fenster ihres Stübchens und horchte, ob sich nicht doch sein ihr bekannter Schritt hören ließ und der langersehnte Ruf seiner Stimme laut würde. Am Gartenzaun des Gehöftes angekommen, kletterte er an den Steinen, die er sich schon längst im Buschwerk wie eine Art von Stiege zurechtgelegt hatte, empor und sprang hinein auf den weichen Wiesengrund; schon von hier, durch den dunkelnden Schatten der Bäume war es ihm, als sähe er ihr Fenster offen stehen, ein dunkler Punkt im hellen Gemäuer.

Hastigen und doch vorsichtigen Schrittes durcheilte der Liebende den Obstgarten. Doch — er glaubte zu träumen — lehnte dort nicht eine Leiter an Marien's weit offenem Fenster? Gewiß, er sah es deutlich, ganz deutlich. Im schwachen Dämmerlicht des noch immer umbunkelsten Mondes warfen die Sprossen ihren Schatten

an die Wand. Diese Stille herrschte ringsum.

Anton stand wie festgebannt da; es griff ihm wie Frost an's Herz. Was sollte die Leiter bedeuten, jetzt, nahe an elf Uhr Abends am Fenster seiner Braut?

Er hatte indessen auf die Aufklärung nicht lange zu warten; sein bereits an die Dunkelheit gewöhntes Auge nahm deutlich wahr, wie sich eine männliche Gestalt aus dem Fensterrahmen löste und die Leiter herabzusteigen begann.

Blinde Raserei ergriff den unten Stehenden; seine Sinne drohten sich zu verwirren; er war aus den Schatten herausgetreten und seine Hände umklammerten mit festem Griff das Ende der Leiter. Einen Augenblick trat die Versuchung an ihn heran, mit einem raschen Ruck die Leiter umzuwerfen und den Glenden, der ihm das Liebste gestohlen, dem Tode oder doch sicherem Siechtum zu überliefern; da aber durchkreuzte der Gedanke sein Gehirn: Die Schändliche! Ist sie es denn werth, daß ich einen Mord um sie begehe? Er erwartete daher am Fuße der Leiter den Gegner, der ihn nicht gesehen zu haben schien und ihm nicht entkommen konnte.

Der Absteigende schien keine übermäßige Eile zu haben; eine bekannte Melodie pfeifend, prüfte er recht vorichtig Sprosse um Sprosse. Sepp hatte es in der That nicht eilig, sich Anton's Fäusten zu überliefern, die ihn, wie er sich leicht vorstellen konnte, sicherlich sobald er unten ankam, in Empfang genommen haben würden.

Und richtig fühlte der Verschwörer, sobald sein Fuß die letzten Sprossen betreten, schon dessen Faust an seiner Gurgel und sich mit Hiesenkraft hin und her geschüttelt während ihm eine von Wuth heifere Stimme zurief: „Da hast's derweil, Du Schuft — und da — und so — und wieder so — und jetzt will ich mir den sauberen Vogel doch einmal näher ansehen.“

Er ließ den sich verzweifelt Wehrenden wieder Luft schöpfen, nicht ohne mit aller Kraft, die ihm die äußerste Wuth verlieh, seinen Gegner niederzudrücken.

Der Mond, der eben hinter einer tiefigen dunklen Wolke hervorbrach, beleuchtete jetzt mit mattem Schimmer die Szene.

Anton stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus. „Der Sepp! Ist's denn möglich?! Der Sepp!“ rief er hochlachend aus. „Und Dich sollt' die Marie in ihre Kammer lassen? Mit möglich!“

„Warum denn nit, Du eitler Narr, Du! Warum soll ich denn nit ihr Schatz sein können?“

„Sagst' das noch einmal, so schlag' ich Dich zu Boden!“

„Ich sag's aber doch noch 'mal und immer wieder, weil's wahr ist, wenn Du auch gleich Deinen Stock mit dem Bleiknopf gegen mich aufhebst, obgleich ich nichts als meine Fäuste hab', um mich zu wehren.“

Anton ließ die Arme sinken. „Ist's denn wirklich möglich?!“ stieß er stöhnend hervor.

„Warum soll's denn nit möglich sein, wenn's schon die Spazn auf'm Dach pfeifen?“

„Du Glender! Und hast doch g'wußt, daß wir beide verlobt sind?! Ich bring' Dich noch um!“

„Geh' mir auß dem Weg!“ schrie ihn der Großknecht an. „Daß ich stärker bin als Du, das weißt. Jetzt, wo ich auf dem Boden steh', bringst mich nimmer unter. Auf die Leiter willst hinauf? Versuch's nur! Ich schlag' Dich mitsammt der Leiter zusammen, daß Du's Aufstehen vergißt! Nimm Dich in Acht, daß Du dem Mädel kein Leid thust; 's liegt ohnehin oben in der hellen Angst und zittert an Händ' und Füß'; gieb Dich d'rein! Und nun gute Nacht! B'hüt Dich Gott!“

Und fort war er in der Dunkelheit. Wie erstaunt blieb Anton auf dem Platze zurück. Kraftlos sank er am Fuße einer der großen Linden hin; er barg das Haupt verzweiflungsvoll in die Hände und weinte, wie er es seit seinen Knabenjahren noch nie gethan. Doch nicht lange gab er sich diesem knabenhaften Schmerze hin; er sprang auf, eilte zu der Leiter hin und erstieg dieselbe in wenigen Sekunden; er wollte, er mußte sie sehen. Bald stand er auch in Marien's Kammer, und der Mond beleuchtete in diesem Moment das kleine Gemach mit seinen hellen Strahlen. Es war leer.

Anton sah sich ringsum. In dem Raume herrschte die größte Ordnung; selbst das hochaufgethürmte Bett mit seinen reinen weißen, gefälbelten Ueberzug stand noch so da, wie das häuslich gestunnte Mädelchen es heute Morgen geordnet hatte. In der Nähe des Bettes stand der Bettstempel und darüber hing ein Heiligenbild. Unter dem einfachen Spiegel hing ein Photographum, das er ihr einst gespendet. Das Bildchen war mit einem zierlichen Kranz verspäteter Gartenblümlein umgeben. Auf dem kleinen, alten Pfeilertischchen davor war in einem Glase der verwelkte Strauß von Gebirgsblumen aufbewahrt, die er ihr vor seiner Abreise gespendet. Daneben lag das Gebetbüchlein nebst dem Rosenkranz. Alles dies wurde von den sanften Strahlen des Mondes übergossen.

Der junge Mann sank in die Knie; er stützte die Arme auf einen Stuhl, und abermals überströmte das ungewohnte Maß der Thränen seine bleichen Wangen. Doch diesmal waren es Freudenthänen; denn er hatte jetzt die Ueberzeugung, daß der Glende ihn belogen. „Wenn er aber doch recht gehabt hätte?“ rief ihm wieder sein Dämon zu. Er mußte Marie jedenfalls noch heute sehen.

Er verließ die Kammer und schlich die Treppe hinunter; er kam bei dem Krankenzimmer vorbei und konnte es sich nicht versagen, einen Blick in dasselbe zu werfen.

Was er da erblickte, war geeignet, den Erregten ruhiger zu stimmen. Der Kranke schlief. In dem bleichen Antlitze mit den eingefallenen Wangen hätte er den Hofbauer fast nimmer erkannt.

Vom Bett etwas entfernt und von dessen Kopfende durch eine spanische Wand getrennt, so daß sie von dem Kranken nicht gesehen werden konnte, saß in des Hofbauers Sorgenstuhl Marie. Auf dem Tisch brannte ein Lämpchen. Das durch einen Schirm gedämpfte Licht beleuchtete Medizinflasche und Löffel.

Marie schlief. Neben ihr auf dem Boden befand sich der Gistübel mit der weißen Leinwand, welche dem Kranken zeitweise aufzulegen sie offenbar die Ob- liegenheit hatte; vor ihr auf dem Tische lag das große schwarze Gebetbuch der verstorbenen Hofbäuerin aufgeschlagen. Der Schlaf hatte das junge Mädchen übermannt. Im Entschlummern wahrscheinlich war ihr der Strickstrumpf in den Schoß gesunken. Noch hielt die kleine Hand lässig die Nadel, während die Linke über das Knie herabgeglitten war; ihr Schlaf war sanft und tief. Das feine Gesichtchen, von der Lehne etwas seitwärts gegliedert, war gegen die Thür zu geneigt; die sonst bleichen Wangen waren vom Schlaf etwas geröthet. Konnte ein belastetes Gewissen sie quälen? „Aber wenn es dennoch Verstellung wäre?“ flüsterte ihm wieder sein Dämon zu.

Mehrere Minuten stand Anton da, in den Anblick des Mädchens versunken. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke; er wollte sie wecken und sehen, mit welchem Blick sie im Augenblick des jähen Erwachens zu ihm aufschauen würde: er wollte wissen, ob, wenn sie ihn erblickte, ihr erster Ausruf nicht der des Schreckens, ihre erste Bewegung nicht die des Fliehens sein würde. Er beugte sich zu ihr nieder. „Marie!“ flüsterte er.

Sie regte sich nicht; nun näherte er die Lippen ihrem Ohr und rief barsch; „Marie!“

Da fuhr sie auf. Plötzlich hoben sich die Augenlider, und ein kaum unterdrückter Freudenschrei beim Anblick des heißgeliebten Mannes erscholl, — helle Berklärung leuchtete aus dem jungen Angesicht, — und sie hing an seinem Halse. Ihre warmen Lippen drückten sich auf die seinen in einem herzhaften Kuß. Dann legte sie den Finger auf die Lippen; sie erhob sich vorsichtig, entnahm dem Kübel die Leinwand, näherte sich, leise aufstretend, dem Bette des Oheims und bedeckte damit dessen heiße Stirn.

Der Kranke öffnete nur auf einen Augenblick die Augen, und das bekannte Gesicht seiner treuen Pflegerin erblickend, schloß er dieselben wieder; er wandte sich, von ihr unterstützt, zur Seite und schlief beruhigt weiter.

Bald war Marie wieder bei Anton. „Komm, aber tritt vorsichtig auf!“ flüsterte sie ihm zu und zog ihn hinaus auf den Gang; nach wenigen Schritten öffnete sie die schräg gegenüberliegende Küchentür und nun, trotz der neugierig herein- lugenden Mondesstrahlen hier vor Lauschern sicher, schlang sie beide Arme um seinen Hals und, vor Freude jauchzend, nannte sie ihn bei den Rosenamen der Liebe, die ihr, in der Nähe des Inniggeliebten, so

leicht und geläufig aus dem tiefsten Grunde der Seele flossen. „Mein herzerliebtester Schatz Du, mein' ganze Welt, mein lieber, lieber Anton!“ rief sie in entzückender Weise aus, „jetzt hab' ich Dich wieder einmal, Gott sei's gedankt! Seit wann bist Du daheim?“

Ruhig hatte er sich ihre Küsse gefallen lassen, ohne dieselben zu erwidern, was sie in der Freude des Wiedersehens nicht einmal bemerkte. Jetzt aber drängte er sie sanft von sich; er sah ihr ernst und prüfend in das vor Freude geröthete Antlitz und fragte:

„Seit wann bist Du aus Deiner Kammer fort?“

„Hast vielleicht umsonst hinaufgerufen?“ entgegnete sie fröhlich lachend; „fandest Du, daß der Vogel ausgeflogen war? Meine Kammer konnte ich schon lange nicht mehr für die Nacht aufsuchen. Die Christl kennst ja, sie ist wirklich nichts zum Krankenwarten, sie ist dazu gar zu ungeschickt und unwillig. Der Herr Onkel kann sie daher nit um sich leiden und laßt mich nicht weiter von sich, als es grad' nothwendig ist, damit im Haus nit alles still stehe. Er war recht krank; jetzt geht's so so; er erholt sich recht langsam. In der Nacht kann man ihn nicht allein lassen; er braucht oft eine Handreichung, der arme Mann, er kann sich so schwer rühren. Da ist halt der alte Lehnstuhl in der Stube d'rweil mein Bett; 's schläft sich aber recht gut drin, wenn ein so tobtmüd' ist von all' dem Ab- und Zulaufen in Haus und Hof. Wohl will ich wach bleiben; manchmal dusel' ich aber doch ein bisserl ein, bin aber geschwind wieder auf, wenn der Aermste mich braucht, hab' Dich schon lang erwartet, mein liebster Anton. Wär' Dir gar zu gern entgegen gegangen; denn ich hab' schier g'meint, ich kann's nimmer erwarten, bis Du heimkommst, aber völlig mit Reiten bin ich jetzt gebunden — hab' keine zehn Minuten für mich. Wie schön ist es von Dir, daß Du mich noch in der Nacht aufgesucht!“

Plötzlich durchfuhr das Mädchen ein Gedanke, dem sie sogleich Ausdruck gab. „Du, Anton,“ sprach sie, „sag' einmal, wie bist denn Du hineingekommen ins versperrte Haus?“

„Durch Deine Kammer!“ antwortete er. Sie riß die Augen auf. „Durch meine Kammer? Anton, wie bist Du 'neingekommen? Ich selbst hab' ja das Fenster geschlossen!“

„So gut wie der Großknecht es gekonnt, werde ich es auch können!“

„Du sprichst chinesisches, Anton; was hält' der Sepp in meiner Kammer zu thun?“

„Das möcht' ich auch wissen. Ich hab's gesehen, wie er aus dem Fenster Deiner Kammer die Leiter herabgestiegen ist; ich hab' ihn noch aus G'sälligkeit die Leiter gehalten, damit er unten ankommt. Nachher hat's freilich was abgeseht!“

Marie war bis in die Lippen erblickt; wie verwirrt schob sie mit beiden Händen das dunkle Haar aus der Stirn. „Wie

kam' denn der Sepp in mein Zimmer? Warum denn? Wie denn?“ sprach sie, vor sich hinstarrend.

„Das wirst Du wohl gut wissen; er sagte mir, Du seist sein Schatz!“

„Ich sein Schatz?“ fuhr sie empört auf. „Das — das hält' Dir der Sepp g'sagt?“

Anton antwortete nicht; von erneutem Trost und Grimm erfüllt, trat er, sich von dem Mädchen abwendend, an's vergitterte Küchensfenster.

Marie sank auf den Holzschemel nieder; ihre Füße trugen sie nicht mehr. „Diese riesengroße Lüg' hält' der Sepp über mich g'sagt,“ stieß sie hervor, „der Sepp, dessen Mutterl' ich so treu g'pflegt hab' in ihrer Krankheit? Dem ich, seit ich ihn kenn', immer nur gutes g'ihan hab', so viel es in meiner Macht g'legen ist? Und aus meiner Kammer soll der Sepp in der Nacht auf der Leiter g'stieg'n sein? Heilige Mutter Gottes!“ fuhr sie in Todesangst auf. „Was hat denn aber der Großknecht in meiner Kammer zu suchen? Der schandhafte, tolle Bubl' Ich versteh' nichts mehr, ich begreif' nichts mehr, ich werd' völlig verrückt! Und Du, Anton, Du, Du hast das geglaubt?“

„Was ich mit meinen leiblichen Augen seh', mit den Händen greif', meine liebe Marie, das brauch' ich garnit erst zu glauben, das ist so!“

Marie verstummte eine Weile; dann aber rief sie, die Hände emporstreckend: „Und das, Du Gott in Deinem gerechten Himmel, das laßt Du zu? Und Du fahrst nit gleich mit Blitz und Donner d'rein?“

Anton sah grimmig lächelnd auf sie herab. „Die Spazien auf'm Dach erzählten sich's schon,“ hat er g'sagt; so wirst Du ja wohl auch etwas davon wissen müssen!“

Sie schluchzte laut auf aus so gequältem Herzen, daß sie meinte, nun müsse es an ihr letztes Ende gehen. Dann aber trocknete sie die nassen Augen und trat bleich, aber hochaufgerichtet, vor ihn hin. In ihren blauen Augen, die sonst so sanft blickten, blitzte und leuchtete es. „Wie das hat g'geh'n können,“ begann sie mit fester Stimme, „und was mir der Sepp damit anthun will, weiß ich noch nit, mit keinem Gedanken kann ich's begreifen. Ich mag's nit einmal versichern, daß ich unschuldig an all' dem bin, wie ein neugeborenes Kind. Das solltest Du doch auch wissen, und wenn Du hundert mal den Sepp des Nachts aus meinem Kammerfenster steigen siehst! Glauben sollst Du eher, daß Deine Augen lügen, als daß Du mich, die Marie, die nie einen andern gern g'habt hat als Dich, Du unbankbarer Bubl', für verborben und schlechtest haltest! Glaubst Du mir aber nicht und hält'st Du mich für treulos, dann — adjes, Anton! Geh' halt dann noch in der letzten Stund', un' für immer und ewig! Gott ist gerecht, und er ist allmächtig; er wird mich nit lang leiden lassen! Ich will hoffen, er nimmt mich bald aus dem Elend hinauf in seinen Himmel und laßt's

wenigstens, wenn ich unter'm Rasen lieg', offenbar werden, wie unschuldig ich so viel hab' leiden müssen und wie treu ich Dir war. Wo, was steht denn noch da? Hast es denn nit eilig von der schlechten Person wegzukommen die Dich so heillos betrogen hat? Komm nur, komm, Anton! Ich mach' Dir's Thor auf, sperrangelweit. Mitten in der Nacht siehst Dich kein Mensch hinausgehen, dann ist Dir's vielleicht recht, — dann sind wir geschiedene Leute für Zeit und Ewigkeit; denn, wenn Du jetzt non mir gingst, mit solchen Gedanken über meine Schlechtigkeit, wo doch mein Herz voll Lieb' und Treue für Dich ist, das, Anton — könnt' ich nimmermehr verwinden und vergessen!"

Anton blieb stumm. Vor sich hinstarrend, sah er im Geiste Wochen und Monde an sich vorüberziehen, wie sie ihn in seinem tiefen Kummer getröstet, wie sie, so weit er denken konnte, schon als sie noch ein halbes Kind gewesen, ihn, nur ihn geliebt, wie auch ihr größter Feind ihr nichts unachtbares, ehrenrühriges hätte nachsagen können, wie sie jederzeit geschätzt, geachtet und geliebt worden war von jedermann. War es denn möglich, daß die Schlechtigkeit plötzlich über ein ehrbares Mädchen kommen konnte? Hatte er zudem nicht alles in ihrer Kammer so friedlich, so jungfräulich angetroffen und schließlich sie selbst vor Erschöpfung entschummert, die Arbeit im Schoß, am Krankenlager des alten Mannes?

Er warf einen Blick auf sie. War dies das Antlitz einer Schuldbewußten? Voll tiefen Schmerzes, aber vorwurfsvoll in tugendhafter Entrüstung, ernst und entschlossen begegnete sie seinem Blick.

Nein, nein, so blickte keine Schuldige, so stolz stand die Schlechtigkeit nicht da. Wenn Marie schuldig war, dann wahrlich gab es keine Unschuld, keine Tugend mehr auf dieser Erde!

Und je länger sich ihre Blicke begegneten, desto ruhiger wurde es in seinem erst noch so sturmburchwühlten Herzen, desto mehr glätteten sich seine Züge, desto höher richteten sich Glaube und Vertrauen in seiner Seele wieder auf. „Marie,“ sagte er ernst, „obwohl ich das, was vorgefallen ist, nicht verstehe, ist mir, als müßte ich Dir glauben, Dir vertrauen. Ich will eher an allem zweifeln als an Dir! So wollen wir denn auch ferner zusammengehen und eins das andere sein in Glauben und Vertrauen jetzt und immer!“

Er streckte ihr die Hand entgegen, in welche sie ernst und mit festem Druck die ihre legte.

Dann schieden sie.

Es konnte nicht fehlen, daß die Nachricht von dem im Garten stattgehabten Kampf und dessen Veranlassung unter die Leute kam. Wenn auch nach der Gartenseite hin außer den Wirtschaftsräumlichkeiten nur Mariens Kammer und neben dieser einige unbewohnte Zimmer lagen, so befanden sich doch die Stallungen nicht allzu weit von da. Und Matthes, einer der Knechte, hatte grade eine schlaf-

lose Nacht; er hatte alles angehört, was unter Mariens Kammerfenster verhandelt worden war; er schwieg über die Sache nicht, und andern Tages wußte es das ganze Dorf.

Hätte er aber auch nichts gesagt, das Benehmen der Hofbauertochter gegen ihre Verwandte hätte Jedermann auf die Spur bringen müssen. Die verächtliche Art und Weise, mit welcher Christl jetzt ihre Base behandelte, übertraf alles bisher dagewesene und fiel jedem im Hause auf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kuß des Frühlings.

Von Hermann Freyzel.

(Nachdruck verboten.)

So lange die Menschheit Sinn hat für Form und Farbe, welche den kurzlebenden Kindern Floras eigen, ist das Veilchen unter all ihnen besonders gefeiert worden. Denn bei ihm kommt zu dem lieblichen, bescheidenen Aussehen der Farbe, wie sie sich so einfach und doch so satt in ihrem Ton bietet, noch der von keiner Kunst bisher nachgeschaffene Duft hinzu. Die Hellenen, welche sich uns in nie zu zählender Weise als die Pfadfinder des wirklich Schönen bewähren, dürfen das Verdienst beanspruchen, auch dem Veilchen zuerst die gebührende Aufmerksamkeit gezollt zu haben. Pallas Athene, die Schutzgöttin der großen Kulturstätte am Ilissus, heißt bei den Bewohnern derselben die „Veilchenaugige“. Die Akropolis, die Burg von Athen, von wo aus sie, das Meisterwerk des Phidias, weit in die Lande und über die Meere schaute, war von diesen Blumen geradezu besät.

Das Veilchen hat aber nicht allein seinen Mythos, es hat auch seine Geschichte. Sie ist umfangreicher und trauriger, als man bei einer so winzigen und unschuldigen Blümlein erwarten sollte. Kaiserin Eugenie, die Gemahlin des Verlegten von Sedan, hat das Veilchen zu ihrer Lieblingsblume auserkoren. Als Napoleon die damals im Vollbesitz ihrer Jugend und Schönheit blühende Spanierin zum erstenmal sah, war sie mit frischen Veilchen geschmückt. Ebenso hat der unvergeßliche Kaiser Friedrich das Veilchen mit der ganzen Empfindsamkeit seines ideal angelegten Wesens geliebt. Es fehlte niemals in seinen Gemächern während der ganzen neunundneunzig Tage, die er noch in dem einfachschönen Schlosse zu Charlottenburg die Sonne schauen durfte. Damals war in Berlin jedermann mit Veilchen geschmückt, die Herren trugen es einzeln im Knopfloch, die Damen zu Sträußen gewunden oder als Schmuck des Haars und Kleides. Es begann eben der Kult mit dem Veilchen, wie er bisher der Kornblume gegolten. Selbstverständlich brach er jäh ab, als Kaiser Friedrich gestorben war; man brachte damals die Trauer um ihn auf sinnige Weise zum Ausdruck, indem man die Veilchen, welche man trug, mit schwarzem Flor verschleierte.

Auch die Dichter haben das Veilchen besungen; es giebt schwerlich eines unter

den unzähligen Kindern Floras, welches auf gleiche Weise ihr Lob und ihre Bewunderung zu finden vermochte. Selbst die Rose, die Königin unter den Blumen, muß es sich gefallen lassen, daß das bescheidene, kleine Blümlein ihr nicht allein als ebenbürtig an die Seite gestellt, sondern oftmals sogar vorgezogen wird. In unserer Jugend lernten wir das anmuthige Gebicht mit seiner großen Lebenswahrheit im Hintergrund: „Ein kleines blau Veilchen — Stand eben erst ein Veilchen — Unten im Thal am Bach! . . .“ Besonders aber hat man sich daran gewöhnt, unsere Blume als die Verkünderin des Lenzes anzusehen. Hoffmann von Fallersleben singt, wenn er den Einzug desselben schildert: „Die Blümlein gelb und roth und weiß — Sie kommen all' herbei — Bergig-meinnicht und Ehrenpreis — Und Veilchen sind dabei.“ In „Wallenstein“ sagt Schiller: „Den blut'gen Lorbeer geb' ich her mit Freuden — Fürs erste Veilchen, das der Lenz uns bringt — Das duft'ge Pfland der neu verjüngten Erde . . .“ Wer kennt nicht Goethes entzückendes Gedicht: „Ein Veilchen auf der Wiese stand,“ zu welchem ein anderer Unsterblicher, Meister Mozart, die uns allen geläufige Melodie geschaffen. Wir könnten an dieser Stelle nicht im entferntesten alle die Beziehungen aufzählen, welche das Veilchen zu den berühmtesten Vertretern unserer Poesie gefunden hat. In Frankreich spielte zur Zeit der Troubadours dasselbe eine kulturell merkwürdige Rolle. Es war im Jahre 1324, da schrieben in Toulouse sieben „Trouveurs“ einen poetischen Wettkampf aus, dessen erster in einem goldenen Veilchen bestehen sollte. Als etwas später, aber noch in demselben Jahrhundert, jene Wettkämpfe in die so berühmt gewordene „Jeux floraux“ übergingen, welche die ebenso schöne wie begabte Clemence zur Erinnerung an den vom Tode dahingerafften Geliebten ihrer Jugend gestiftet hatte, da wurde neben den übrigen silbernen Preisblumen das Veilchen in Gold beibehalten. Der beste Beweis, wie hoch die Sängere der Minne und Tapferkeit gerade diese Blume schätzten; vielleicht auch eine sinnige Mahnung, daß dem Sieger, der diese Spende davongetragen, nichtsdestoweniger Bescheidenheit ziemte. Einen ähnlichen Kult genöß das Veilchen zu Wien, als die sangeskundigen Babenberger hier ihren Musenhof hielten. Wer das erste Veilchen fand, mußte unverzüglich dem Herzog davon Kunde geben. Alsdann begab sich dieser, gefolgt von seinem Hof und der Einwohnerschaft, zu der betreffenden Stelle, wo die schönste und sittsamste Jungfrau die ersehnte Erstlingsblume unter allerhand sinniger Kurzweil pflücken durfte.

Woher das Veilchen eigentlich stammt, ist schwer nachzuweisen. Und beinahe ebenso schwierig dürfte es sein, die vielen Arten und Familien, in welche es sich augenblicklich zersplittert, aufzuzählen. Die fortschreitende Gartenkunst hat, verbunden mit klimatischen und andern örtlichen Bedingungen, solche Metamorphosen zu Stande gebracht, daß oftmals kaum noch eine Mehr-

lichkeit der verschiedenen Arten untereinander entdeckt werden kann. Uns ist das Stiefmütterchen, in der Gartenkunst *viola tricolor*, das dreifarbige Veilchen, genannt, von all diesen mehr oder minder künstlich zu Wege gebrachten Abgliederungen des ursprünglichen, welches einfarbig ist, am bekanntesten. Was dieses Stiefmütterchen an Farbenschimmer gewonnen, büßt es jedoch andererseits wiederum ein, indem ihm der Duft, jener köstliche, balsamische Wohlgeruch des einfachen Veilchens, dafür abgeht. Ein anderer Vertreter dieser Gattung, das Kalmusveilchen, hat sich als Wünschelruthe für den Boden erwiesen, auf dem es wächst. Wenigstens in den Rheinlanden und in Belgien brauchte man bisher nur nachzugraben, um untrüglich in einer bestimmten Tiefe auf Zinkadern zu stoßen. Es ist das eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Pflanze, deren Werth Jedermann einleuchtet. Der modernen Kosmetik lag aber an dem Duft des Veilchens um vieles mehr, als etwa an der Pflanze selber in ihrer prunklosen Einfachheit und beinahe rührenden Bescheidenheit. Sie suchte darum den flüchtigen Harz dieser Blume in den Essenzen zu bannen, deren unsere Schönen zu. Vervollständigung ihrer Toilette nun einmal unter allen Umständen bedürfen. Wie bedeutend die betreffende Industrie ist, glaubt der Laie kaum. Dieses winzige Blümlein beschäftigt Fabriken, welche bis zu 10000 Kilo Veilchen zu Obeurs und Seifen verarbeiten. Der Surrogate nicht erst zu gedenken, durch welche man das nicht allein sehr begehrte, sondern auch recht theure Parfüm zu ersetzen und billiger herzustellen sucht. So füllt das Veilchen denn in der That einen sehr wesentlichen Platz aus, es erfreut nicht allein den Dichter und schmückt die Maid, sondern verschafft auch Tausenden von Menschen Arbeit, Brod und Wohlstand.

Gemeinnütziges.

Obstflecke aus Leinwand zu entfernen. Man befeuchte die Flecken mit ein wenig Wasser, dann halte man ein angezündetes Schwefelholzchen so unter dieselben, daß die Dämpfe daran gehen, ohne die Leinwand zu verbrennen, dann werden die Flecken mit Wasser ausgewaschen. Seife darf man vor diesem Mittel nicht verwenden.

Rhabarber-Marmelade. Dieselbe ist sehr gesund und wohlschmeckend, darf aber nicht zu lange aufbewahrt werden, da sie sich nicht so lange wie andere Obst-Marmeladen hält. Bähig ausgewachsener, im Mai oder Juni geschnittener Rhabarber eignet sich besser dazu, als

sehr junger und künstlich getriebener, weil letzterer zu wasserhaltig ist. Die Stengel werden geschält und in kurze Stücke geschnitten. Zu jedem kg nimmt man das gleiche Gewicht Zucker, die feingeschnittene Schale und den Saft einer Zitrone, 15 g geschälte, feingehackte bittere Mandeln, bringt alles recht langsam zum Kochen, rührt beständig um, nimmt den Schaum ab und kocht die Marmelade dann über raschem Feuer so weit ein, bis ein auf einen Teller geträufelter Tropfen derselben sofort geleeartig erstarrt. Man füllt sie nun in Glasbüchsen, legt nach dem Erkalten rumgetränktes Papier darauf und überbindet die Gefäße mit Blase oder Pergamentpapier.

Apfelsinen einzulegen. Man wählt hierzu recht feinschalige, feste Apfelsinen, wiegt ebensoviel Zucker ab, als ihr Gewicht beträgt, und schneidet sie auf einem Brett sammt der äußeren Schale in fingerdicke Scheiben, entfernt die Kerne, thut sie mit dem etwa ausgelassenen Saft zu dem Zucker, den man mit 1/2 l Wasser geläutert hat, und läßt sie so lange kochen, bis die Schale weich ist. Dann nimmt man die Scheiben vorsichtig heraus, legt sie nach dem Erkalten in die Gläser, kocht den Zucker zu Sirupdicke ein und gießt ihn, wenn er ausgekühlt ist, auf die Früchte. Nach zwei Tagen kann man ihn nochmals abgießen und aufkochen lassen. Auf diese Weise eingekocht halten sich die Apfelsinen nach langjähriger Erfahrung ausgezeichnet.

Pilze in Büchsen. Zum Einsetzen in Butter wähle man vorzugsweise, junge, geschlossene Champignons. Auf ein Liter derselben genügt 1/2 kg Butter. Man dämpft sie mit derselben, etwas Essig und dem Saft einer Zitrone ab, läßt sie abkühlen und füllt sie in Steinbüchsen, daß sie gut von der Butter bedeckt sind, über die man eine Schicht Salz füllt, worauf man die Büchsen gut verschließt. Zum Einsetzen in Blechbüchsen eignen sich am Besten Steinpilze, Eierpilze, Champignons, Trüffel und Morcheln. Man verfährt hierbei auf die bekannte Art, die Büchsen müssen 1-1 1/2 Stunde im Wasserbade kochen.

Humoristisches.

Uebertrumpft. Lieschen: „Meine Mama kann Klavier spielen, das kann die Deinige nicht.“ — Bertchen: „Meine Mutter kann die Zähne aus dem Munde nehmen, das kann die Deinige nicht.“

Galant. (Eine Dame, leidenschaftliche Jägerin, hat auf der Jagd einen Herrn aus Unvorsichtigkeit mit einem Schuß gestreift) Dame: „Mein Gott, was habe ich gethan!“ — Herr: „Seien Sie ganz beruhigt, gnädiges Fräulein, so ein kleiner Herenschuß macht mir gar nichts!“

Anzüglich. Patient: „Herr Doktor, sobald ich mich erkälte, bekomme ich immer heftige Kopfschmerzen!“ — Arzt: „Ja, das ist eine alte Erfahrung — die Erkältungen werfen sich immer auf den schwächsten Theil.“

Frauen-Schlaueit. Frau eines Reichstagsmitgliedes: „Sehen Sie, liebe Freundin, meine Rechnungen der Schneiderin und Putzmacherin lege ich immer meinem Manne vor, wenn im Reichstage über die Militärvorlage debattiert wird; da ist er an so große Summen gewöhnt, daß er nie murt.“

Entrüstung. Meister (zu dem die Treppe herabpurzelnden Lehrling): Kreuzmillionen Zunge, was für einen Spektakel machst denn Du wieder? Ich werde Dir schon noch Mores lehren.“ — Lehrling: „Nu, ich werde doch noch die Treppe herunterfallen dürfen.“

Glückliche Ehe. Frau (vorwurfsvoll): „Beinahe jeden Abend bist Du jetzt auswärts und um mich bekümmerst Du Dich nicht. Aber heut in diesem abscheulichen Wetter wirst Du doch nicht in den Klub gehen?“ — Mann: „Beileibe nicht!“ — Frau (zärtlich): „Wie mich das freut, geliebter Arthur; ich hätte mich doch recht gebangt, wenn Du gegangen wärst!“ — Mann: „Das brauchst Du nicht, theures Kind, ich fahre ja mit der Pferdebahn!“

Erste Liebe.

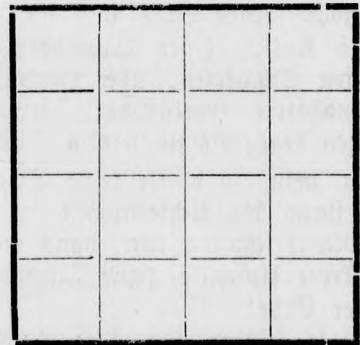
Durch die bunten Wiesen rieselt
Leis das klare Bächlein hin,
Dort wo die Libellen spielen
Und Vergißmeinnichtlein blühen.

Sommer weil' ich hier noch gerne
Wo die klare Welle zieht
Und so lieblich aus der Ferne
Klingt der Amsel trautes Lied,

Wo als Kind ich fröhlich spielte
Und den ersten Strauß ihr brach,
Ach, dies Glück, ich werd's bewahren
Bis zu meinem letzten Tag.

Wie das Leben, so die Quelle,
Dort wo sie am kleinsten ist,
Ist am reinsten ihre Welle —
Erste Lieb' man nie vergißt.

Quadrat-Räthsel.



In die Felder nebenstehenden Quadrates sind die Buchstaben

A A A A
B B E E
L L L M
M S U U

derart zu setzen, daß die einzelnen Reihen wagenrecht und senkrecht gleichlautend bedeuten: 1 weiblicher Vornamen, 2 was an Baum und Strauch zu finden ist, 3 Idealfigur, 4 biblischer Name.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
Ostern.

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N., Dranienburgerstraße 66 erteilt über Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

Gegründet 1875.
Tapeten - Versandt.
Musterkarten an Privats und Bauherren gratis.
Ahorn & Riel. Tapeten-Fabrik, Heidelberg.
Fabrikpreise.

Fussschwess,
Bundschweiss, Ausfallen der Haare, Kopfschuppen, Schutz u. mehr. Erfolgrig unter Garantie!
Man verlange Broschüren grat. u. fr. (geschl. geg. 20 Pf.) von
H. Noffke, approb. Apoth.
Berlin S., Sebastianstr. 70.

Freudig überrascht und entzückt

werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantirt.

Jacoby & Co., Neubrandenburg.